

Dr. Volker Jakob, Westfälisches Landesmedienzentrum
Referent beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe

„Der Erste Weltkrieg in Westfalen und die beschwerte Erinnerung an ihn“

Ansprache in der Gedenkstunde für den Frieden am Volkstrauertag
Rathaus Greven, 14. November 2004

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Dr. Gericke, meine Damen, meine Herren,

Im Sommer des jetzt allmählich zuende gehenden Jahres 2004 wurde sehr eindrücklich an den Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor nunmehr 90 Jahren erinnert. Bücher und Bildbände erschienen, die Feuilletons und das Fernsehen berichteten - es war fast, als löste sich nach so vielen Jahrzehnten das kollektive Unbehagen auf, das immer mit diesem Schlüsselereignis unserer Geschichte verbunden zu sein scheint. Jetzt, im November ließe sich im übrigen noch einmal an diesen Krieg erinnern - an sein Ende nämlich. Der 11. November ist in Belgien und Frankreich, also den Feindmächten von damals, ein nationaler Feiertag, an dem in sehr ernster Form des Waffenstillstandes gedacht wird, der die Kampfhandlungen schließlich im Herbst 1918 beendete. In Deutschland - vor allem im katholischen Deutschland - ist dieser 11. November, der Martinstag, bereits vergeben: An die Narren nämlich, die an diesem Tag ausgelassen den Beginn des Karnevals feiern. Hier, im Lande der Unterlegenen, wurde stattdessen der Volkstrauertag jeweils zwei Wochen vor dem 1. Advent eingeführt. Und er gibt mir Anlass, heute zu Ihnen, meine Damen und Herren, zu sprechen: Über diesen Krieg und über die noch immer beschwerte und belastete Erinnerung an ihn.

Der Erste Weltkrieg also. Er hatte eine Dauer von ziemlich genau 50 Monaten und forderte in dieser Zeit rund 15 Millionen Opfer in Europa und weit darüber hinaus. Er schloss eine ganze Epoche ab, indem er die tradierten monarchischen Staatsformen in Deutschland, Österreich und Russland und die damit verbundenen Gesellschaftsmodelle hinwegfegte - "die gute, alte Zeit", sie war jäh vorbei und die traumatisierten Zeitgenossen blickten in eine mehr als ungewisse Zukunft. Der Krieg hinterließ zerstörte Landschaften und zertrümmerte Kulturräume, er nahm den Menschen darüber hinaus für viele Jahrzehnte den Glauben an

kulturell verbindliche, übernationale Werte und Normen. Der Zukunftsoptimismus der Vorkriegszeit verkehrte sich in eine tiefe Depression und Orientierungslosigkeit. Die unmittelbaren Folgen dieses ersten totalen Krieges, die Revolution vom Herbst 1918, die im "Friedensdiktat von Versailles" (so hieß das damals) widerwillig eingestandene Niederlage und schließlich, immer in ihrer verhängnisvollen Wirkungsmacht von uns Historikern unterschätzt, die Inflation mit allen ihren sozialen Verwüstungen und Verwerfungen, sie lieferten die Grundbedingungen auch für das, was dann folgte - für die zerrissene Republik von Weimar und, aus ihrem elenden Ende heraus geboren, für den totalitären Staat Hitlers, der wiederum andere Totalitarismen provozierte und produzierte und in einen noch größeren, noch bestialischeren, noch mehr Menschen verschlingenden Zweiten Weltkrieg einmündete. Heute, zu Beginn eines neuen Jahrhunderts, blicken wir auf das Zwanzigste zurück als eine Zeit der europäischen Bürgerkriege, die erst 1989 zu Ende ging - eine Epoche der Selbstzerstörung und Verstörung, die den Dreißigjährigen Krieg weit in den Schatten stellt. Das alles nahm in den strahlenden Augusttagen des Jahres 1914 seinen Anfang.

Und Westfalen? Westfalen war im Sommer 1914 längst in Preußen und im Deutschen Reich angekommen, und so teilte man hier die allgemeine Euphorie der ersten Kriegstage in nahezu allen Kreisen. Als der Kaiser im Berliner Reichstag am 4. August feierlich erklärte, er kenne keine Parteien mehr, er kenne nur noch Deutsche, da schien die innere Zerrissenheit, die in den Jahren zuvor so oft beklagt worden war, für immer verschwunden. Die Arbeitersöhne aus dem Ruhrgebiet, die gerade noch als "vaterlandslose Gesellen" geschmäht worden waren, ordneten sich ebenso willig in die feldgraue Armee ein wie die aus der Erntearbeit zu den Waffen gerufenen jungen Bauern des Münsterlandes. Auch der konfessionelle Zwist zwischen der preußisch-protestantischen Obrigkeit und den katholischen Bevölkerungsteilen, der seit dem "Kulturkampf" noch immer hintergründig schwelte, gehörte plötzlich der Vergangenheit an - so schien es jedenfalls. Man "glaubte" zutiefst daran, einen "guten" Krieg in Gottes Namen gegen "eine Welt von Feinden" zu führen. Der vom Kaiser am 5. August angeordnete allgemeine "Kriegs-, Buß- und Betttag" füllte die Kirchen in Stadt und Land. Die Geistlichen der beiden christlichen Bekenntnisse, aber auch die Rabbiner der jüdischen Gemeinden verklärten den Tod fürs deutsche Vaterland und segneten die Waffen. So zogen auch die treuen westfälischen Regimenter in der tiefen Gewissheit eines gerechten Krieges und von einer Welle jubelnder Begeisterung getragen hinaus an die Front und in den tausendfachen Tod. Auf den Güterwaggonen, die die Soldaten zu den Kampflinien beförderten, war zu lesen: "Jeder Stoß ein Franzos" oder "Alle

Schuld rächt sich auf Erden, Frankreich muss westfälisch werden!" Die Vorstellungen, die die jungen Freiwilligen vom Krieg hatten, orientierten sich an den nostalgischen Erzählungen ihrer Großväter, die 1870 bei Mars-la-Tour oder Sedan gefochten hatten; auf die Wirklichkeit moderner Materialschlachten mochte und konnte sich wohl auch niemand einstellen. In wenigen Wochen, so hatte der Kaiser seinen Kriegern überdies versprochen, sollte alles vorbei sein. Ruhmreich und hoch dekoriert würde man dann nach Hause zurückkehren: "Bevor die Blätter fallen, seid Ihr wieder in der Heimat". Ein Abenteuer nur.

Zunächst schien auch alles nach Plan - eben dem berühmten Schlieffen-Plan - zu verlaufen. Am 4. August begann die deutsche Offensive im Westen. Während es gelang, den russischen Vorstoß auf Ostpreußen in der Schlacht bei Tannenberg abzuweisen, stießen deutsche Truppen über Belgien nach Nordfrankreich vor. Nach einem Monat standen die Deutschen an der Marne, nur 50 Kilometer von Paris entfernt. Doch da wendete sich das Blatt: Den alliierten Franzosen und Briten gelang es, den deutschen Vormarsch zu stoppen. Die feindlichen Armeen gruben sich ein. Der Krieg, der mit allen Mitteln einer hochentwickelten Militärtechnologie geführt wurde, erstarrte auf ganzer Front von den Vogesen bis nach Flandern. Was als leichtfertig vom Zaun gebrochenes Vabanquespiel begonnen hatte, mündete ein in den Albtraum eines mörderischen Stellungskrieges, dem Millionen Soldaten sinnlos zum Opfer fielen. Schon bald zeigte es sich, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Doch niemand hatte den Mut, dies einzugestehen und die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.

Aber auch an der "Heimatfront", wie man bald im alle Lebensbereiche durchdringenden Militärjargon sagte, in diesem Fall in Westfalen also, hinterließ der Krieg vom ersten Tag an tiefe Spuren. Das Fehlen der zum Kriegsdienst einberufenen Bauern und Landarbeiter machte sich nur allzu bald schmerzhaft bemerkbar und konnte auch durch den Einsatz von Kriegsgefangenen nicht ausgeglichen werden. Ebenso fehlten auf den Höfen die Arbeitspferde, die in großem Umfang für militärische Zwecke reklamiert worden waren. Aber noch folgenreicher war der durch die britische Seeblockade bedingte Ausfall an Lebens- und Futtermittelimporten. Entgegen der Bekundungen der Agrarfunktionäre war die deutsche Landwirtschaft eben nicht in der Lage, die Bevölkerung auf Dauer hinreichend zu ernähren. So gingen die Ernteerträge, aber auch die Viehbestände bald alarmierend zurück. Es kam zu dramatischen Engpässen in der Lebensmittelversorgung der Städte. Im Ruhrgebiet drohte bald eine Hungerrevolte. Der Staat richtete ein Kriegsernährungsamt ein und gab Lebensmittelkarten aus. Aber es half alles nichts: Die Versorgung der Bevölkerung mit dem

Allernotwendigsten verschlechterte sich von Monat zu Monat. Der später sogenannte "Steckrübenwinter" 1916/17 markierte bereits den Anfang vom Ende der Leidensfähigkeit. Die schwere Grippeepidemie des Jahres 1918, der viele Zehntausende zum Opfer fielen - in Münster und Dortmund mussten die Toten in Massengräbern beerdigt werden - zeigte, wie weit der Kräfteverfall und die allgemeine Demoralisierung der Zivilbevölkerung fortgeschritten war.

Es war ein gigantischer Totentanz, der hier zelebriert wurde. Man muss sich dieses Bild, das für das ganze Land gilt, vor Augen halten, das millionenfache Sterben an den Fronten, das die Männer, Väter, Söhne nahm, das im gleichen Ausmaß Witwen und Waisen zurückließ, dauerhaft zerstörte Familien eben, und die rasch fortschreitende Verelendung der Heimat - das alles blieb nicht ohne Folgen, obwohl die Militärpropaganda (und auch nicht wenige in der Heimat) bis zum unmittelbaren Ende vom bevorstehenden Sieg redeten. Erst vor kurzem wurde das Tagebuch einer katholischen Arztfrau aus dem Westmünsterland wiederentdeckt, das diesen unbeirrbarsten Glauben und die unbedingte Opferbereitschaft bis zum Schluss eindrucksvoll belegt. Als diese herzensgute, ihre vielen Kinder bis zur Selbstaufopferung liebende Frau die Nachricht erreichte, dass einer ihrer Söhne gefallen sei, notiert sie: "Was hätte er noch leisten können fürs Vaterland! Aber gleich kommt auch der Gedanke, ich muss eigentlich Gott dankbar sein für den schönen Soldatentod, den er gefunden hat..." Es gibt viele andere Beispiele für die mit dem Krieg einhergehenden Deformationen des Gefühlslebens, aber diese ist für mich eine der eindrucksvollsten und berührendsten.

Doch es gab gleichzeitig eben auch - und das vor allem in der Arbeiterschaft - den immer lauter werdenden Ruf nach Frieden. Hier lag der Keim der revolutionären Bewegung, die schließlich das Kaiserreich im November 1918 hinwegfegte. So hinterließ der Krieg, der vier Jahre zuvor als Beginn einer nationalen Verbrüderung aller Bevölkerungsschichten begrüßt worden war, an seinem Ende zwei Lager, die Kaisertreuen und die Republikaner, die sich unvermittelt und feindseliger denn je gegenüberstanden. Diejenigen Soldaten, die den Krieg überlebt hatten, kehrten in die Heimat zurück, viele von ihnen verkrüppelt und fürs Leben sichtbar gezeichnet. Unsichtbar blieben hingegen die seelischen Verwundungen, von denen sich manche nie erholten. Auch diese Heimkehrer ergriffen nun für die eine oder andere Seite, für "Links" oder "Rechts", wie man jetzt sagte, Partei. Das war der Ausgangspunkt des deutschen "Bürgerkrieges", der die junge Demokratie so schwer und folgenreich belasten sollte.

Der Krieg endete eben nicht in einer totalen Niederlage, an deren Akzeptanz kein Weg vorbei führte und die diejenigen zur Verantwortung gezogen hätte, die seinen Ausbruch maßgeblich verantworteten und einem Verständigungsfrieden so lange widersprochen hatten, bis es schließlich zu spät war. Diese "alldrutschen" Unbelehrbaren waren es in erster Linie, die, kaum war das mörderische Schlachten im Herbst 1918 vorbei, erneut das politische Klima vergifteten, indem sie in Parteien, Verbänden und Zeitungsredaktionen jene "Kriegsschuldflüge" propagierten, mit der sie sich selbst von jeder Verantwortung für den Ausbruch des Krieges vor der Geschichte freisprachen, und jene womöglich noch infamere Legende vom "Dolchstoß", den eine von jüdischen "Vaterlandsverrätern" geführte Arbeiterschaft dem eigentlich siegreichen deutschen Heer versetzt habe. Sie waren es, die in ihrer wachsenden Anhängerschaft den Gedanken an Revision und Revanche in der politischen Nachkriegsordnung wach hielten. Das Heer der Gefallenen und Gestorbenen diente ihnen als Faustpfand und zynisches Argument.

So wurde auch die individuelle Trauer zu einem Politikum, da die gefallenen und fern der Heimat bestatteten Toten ja dem persönlichen, unmittelbaren Gedenken der Hinterbliebenen entzogen waren. Schon während der Kriegsjahre war das Bedürfnis entstanden, dem Gedenken an die Millionen von Gefallenen und Vermissten mittels Krieger-Denkmalern symbolischen Ausdruck zu verleihen und so dem Tod des einzelnen wie auch dem Krieg als solchem einen nachträglichen Sinn abzugewinnen. Aber wenig später schon mündete das individuelle Trostbedürfnis der Angehörigen ein in das organisierte Ritual eines kollektiv verordneten Gedenkens und Dankens. Unabhängig von ihrer Größe wurden in fast jeder deutschen Gemeinde, sie mochte noch so klein sein, in den 1920er Jahren ein Kriegerdenkmal errichtet, das, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht nur die Trauer über den erlittenen Kriegstod zum Ausdruck brachte, sondern durch die pathetische Stilisierung des Todes zugleich immer auch die politische Botschaft des Nicht-Umsonst-Gefallen-Seins verbreitete und latent die Möglichkeit einer Revanche suggerierte. Bald sprach man von einer „Denkmalsseuche“ – und das mit einigem Recht.

Bezeichnenderweise setzte sich in Deutschland - anders als in den westeuropäischen Nationen - die pazifistisch inspirierte Idee von Denkmälern, die dem Unbekannten Soldaten ohne Ansehen von Rang und nationaler Herkunft gewidmet waren, nicht durch. Die deutschen Trauermonumente der 1920er Jahre sind ohne ein Bekenntnis zu einer verbindlichen Geschichtsphilosophie nicht denkbar. Sie sind selbst Partei. Und sie schlossen

nur allzu häufig diejenigen vom Gedenken aus, deren Leiden und Sterben man aus rassistischen und politischen Gründen meinte ignorieren zu können: die Juden zum Beispiel.

Auch hier in Greven erinnert das Denkmal am Kirchberg an die 346 gefallenen und vermissten Söhne des Ortes, die zu Opfern des Krieges wurden. Woran liegt es, dass uns die Bildsprache dieser allgegenwärtigen steinernen Monumente nicht mehr erreicht? Warum ist uns ihr Pathos, das Pathos der segnenden Hand und des Eisernen Kreuzes, so fremd geworden und weshalb führt es ins Leere? Sie sind ganz unübersehbar da, meist an zentraler Stelle, aber sie haben uns - im Wortsinne - nichts (mehr) zu sagen. Ihre Metaphorik, die ihnen innewohnende semantische Struktur, spricht uns nicht mehr an. Sie, die die Erinnerung bewahren sollen, stehen eben dieser Erinnerung sperrig im Weg. Was hat uns unserer eigenen Geschichte so entfremdet? Warum meinen wir der Gefühlskultur unserer Voreltern nicht mehr trauen zu dürfen? Oder, anders herum gefragt, warum gelang (und gelingt) es den Feindmächten von damals - an erster Stelle Belgien, Frankreich und Großbritannien - die Erinnerung an das massenhafte Leiden und Sterben des Ersten Weltkrieges von Generation zu Generation weiter zu vermitteln? Das ist sicher nicht nur eine Frage von Sieg und Niederlage.

Die deutschen Denkmäler, die dem Ersten Weltkrieg gelten, sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl geprägt von einem oft mit christlicher Symbolik unterlegten Heroismus, durch den unterschwellig die Niederlage relativiert und nicht selten sogar in einen Sieg uminterpretiert wurde. Solche Denkmäler, die unter dem Motto "Im Felde unbesiegt" die Realität ausblendeten und einen unverhohlenen Revanchismus verkündeten, wurden überall auch in Westfalen errichtet. Sie sind steingewordene Zeichen einer sehr deutschen „Flucht in den Mythos“. Da der auf dem Schlachtfeld erlittene Tod nicht ohne tieferen Sinn bleiben durfte, musste das Resultat des vergangenen Krieges, also die Niederlage, in eine Siegesverheißung umgedeutet werden. In baldiger Zukunft, so wurde suggeriert, würde sich der fürs Vaterland erlittene Tod gewiss auszahlen. Die gebrachten Opfer sollten nicht vergeblich gewesen sein. Demgegenüber gab es kaum Denkmäler mit einer eindeutig pazifistisch-republikanischen Botschaft. Wo immer sie während der 1920er Jahre errichtet worden waren, wurden sie nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 umgehend von den neuen Machthabern beseitigt. Ebenso wie übrigens auch der 1922 parteienübergreifend eingeführte Volkstrauertag, aus dem die Nationalsozialisten ihren "Heldengedenktag" machten - unübersehbar musste jetzt - ganz im Sinne einer geistigen

Wiederaufrüstung - die individuelle Trauer hinter den kollektiven Opfergedanken zurücktreten.

Je weiter das Kriegsende 1918 zurücklag, um so offensichtlicher wurden die Denkmalsräume zu Bühnen der politischen Agitation umfunktioniert, auf denen die Vaterländischen Verbände, allen voran der paramilitärisch organisierte "Stahlhelm", der größte Verband ehemaliger deutscher Kriegsteilnehmer, die Wiederaufrüstung forderten und den Krieg als legitimes Mittel der Politik rechtfertigten. Neben sie traten später dann wie selbstverständlich die Sturmabteilungen der Nationalsozialisten, die SA. Bei der Planung neuer Denkmäler wurde stets die Möglichkeit für feierliche Ansprachen mitbedacht, so dass sich die politischen Interessensgruppen der Rechten die alljährlichen Gedenktage zunutze machen konnten, um ihren Forderungen im öffentlichen Raum eine höhere Weihe zu verleihen. Als ein Jahrzehnt nach Kriegsende Erich Maria Remarques Antikriegsroman "Im Westen nichts Neues" erschien und als Maler wie George Grosz und Otto Dix die infernalische Sinnlosigkeit des Krieges auch künstlerisch gestalteten, wurden sie von nationaler Seite zu Nestbeschmutzern erklärt. Kurt Tucholsky, ein anderer Verfemter, schrieb damals: "Die Zahl der deutschen Kriegsdenkmäler zur Zahl der deutschen Heine-Denkmäler verhält sich hierzulande wie die Macht zum Geist." Wenige Jahre später kam Hitler und mit ihm ein neuer Krieg, der seinen Vorgänger an Ungeheuerlichkeit noch weit in den Schatten stellte.

Nach diesem zweiten Krieg wurden keine Denkmäler mehr errichtet. Es gibt keine Kriegshelden mehr und keinen "Heldengedenktag". Ihre Zeiten sind vorbei. Und das ist, glaube ich, auch gut so. Aber die Gedenktage bleiben. Sie können die Welt nicht verändern und die Geschichte nicht ungeschehen machen. Aber sie beeinflussen unsere Sicht auf die Vergangenheit und unsere Deutung der Gegenwart. Insofern stiften sie Sinn: Aus der Erinnerung an das Leid der Kriege und aus dem Gedenken an die Opfer wächst der Auftrag an uns alle, dass wir uns für Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und ein würdiges Leben für jedermann einsetzen.

Lassen Sie uns der Toten gedenken an diesem Novembertag, der vielen Millionen, die sinnlos vor der ihnen gegebenen Zeit sterben mussten.

Ich danke Ihnen für Ihre geduldige Aufmerksamkeit!